

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 35

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640224>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 28. August

Ein alter, schöner Brauch.

Don Gottfried Keller.

Es wallt das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus;
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter, schöner Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Klüstern und ein Winken,
Das sich dem Aehrenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche, jung und wacker,
Die sammeln sich im Seld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß.
Ihr schneiden sie den Segen nieder;
Die reinste Luft ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben fest gebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich flohn die kurzen Stunden!
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Die große Hemmung.

Novelle von Rudolf Trabol.

4

Als René um Mittag noch nicht aus der Fabrik zurück war, da begann sie sich wieder zu ängstigen und lief alle zehn Minuten hinaus, um nach ihm zu spähen. Als sie ihn endlich auf der Straße kommen sah, da lief sie ihm entgegen und empfing ihn so voll überströmender Freude, als kehre er schon aus dem Kriege zurück. Nach dem Essen begann René von den Geldangelegenheiten zu sprechen und bewies ihr, daß sie ganz getrost in die Zukunft blicken konnte, denn er hatte für sie gesorgt. Sie unterbrach ihn aber sofort mit den Worten:

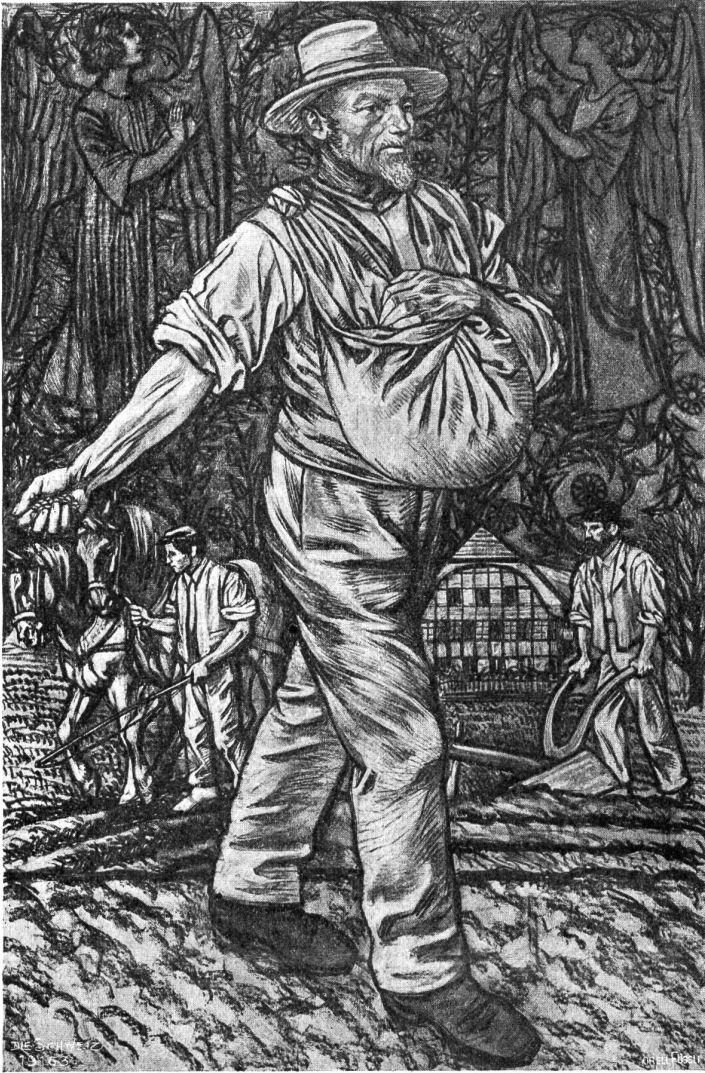
„O, ich bitte dich, rede mir nicht von dem, denn das ist mir vollständig Nebensache, denn wenn du nicht zurückkehrst, dann ist mir alles egal und ich sterbe.“

Aber er entgegnete ruhig: „Nein, mein liebes Kind, das ist nicht Nebensache, denn wenn es anders wäre, wie es ist, dann könnte ich unmöglich ruhig von hier fortziehen. Deine Zukunft liegt mir am Herzen wie die meines Landes.“

Und drum höre mich ruhig an, komm, daß ich dir alles genau erklären kann, so daß du keinen fremden Menschen nötig hast, um den Stand unseres Vermögens kennen zu lernen.“

Jetzt wurde es ihr wieder bange, denn René, mit seinem Ordnungssinn und Blick für alle Möglichkeiten, er faßte auch den Umstand ins Auge, daß er vielleicht nicht wiederkehren möchte, da er wohl bei einem der ersten Treffen zugegen sein würde. Nun war ihre Zuversicht wie erstickt. Sie konnte ihn kaum verstehen und er wurde beinahe ungeduldig, wenn er das und jenes frag, um zu hören, ob sie ihn auch richtig verstanden habe, sie aber das Gegenteil bewies. Tränen ließ sie nicht aufkommen, sie bezwang sie mit aller Gewalt, doch aus ihrem Angesichte schien jeder Blutstropfe gewichen zu sein. Er küßte sie oft und bat immer wieder:

„Liebes Herz, sei doch vernünftig, paß nur einen Augen-



Rudolf Mürger, Bern.

Originalentwurf zu dem von der Firma Kirsch & Fleckner, Glasmaler in Kreisburg (Schweiz) ausgeführten Glasgemälde in der reformierten Kirche der Schweiz, Landesausstellung.

Sämann.

blick auf, bis du alles erfasst hast, und wir sind im Reinen und du wirst es mir einmal danken. Begreife mich doch, du sollst ungesorgt in die Zukunft blicken dürfen.“

Sie aber schüttelte den Kopf, sah sterbenstraurig zu ihm auf und sagte:

„Was liegt mir an dem allem, wenn du nicht mehr bist.“

Und sie brach in ein Schluchzen aus und begrub den Kopf an seiner Brust. Er liebte sie, es war ihm selbst schwer zu sprechen, aber er überwand sich und beruhigte sie mit den Worten:

„Du darfst nicht so sprechen, du tust mir weh, es ist auch deine Pflicht, mir diese Aufgabe nicht schwerer zu machen, als sie schon ist. Du siehst doch ein, daß ich an alles denken muß als dein Gatte, der nur dein Bestes will. Es ist immer besser vorsorgen als leichtsinnig etwas zu vergessen, was immerhin in der Menschenmöglichkeit liegt. Wenn der Krieg nun einmal ausbrechen soll, dann in Gottesnamen besser jetzt als in einem Jahre oder in zwei. Und es wird sicher so schnell vorübergehen — länger als zwei Monate kann es gar nicht dauern.“

So sprach er noch weiter, bis Herr und Frau Lämien kamen und die Freundinnen sich gegenseitig zu trösten be-

gannen, während die Männer von den Zeitungsnachrichten sich unterhielten. Frau Lämien weinte immer. Hilda hatte keine Tränen mehr, aber sie wiederholte den ganzen Nachmittag: Jesus, wenn ich nur auch mit ihm ziehen könnte, dann würde alle Angst weg sein.

Um fünf gingen die Männer noch einmal in die Fabrik. Hilda war so zerstreut beim Herriichten des Abendessens, das die beiden Ehepaare gemeinsam einnehmen wollten, daß Colette sich allein der Sache annahm. Madame Balandrau saß da in der Küche und starrte vor sich hin. Nach langem Schweigen murmelte sie vor sich hin: „Was soll das werden, was soll das werden? — Ich mutterseelenallein im Hause und René im Krieg. — Jesus, Jesus. —“

Colette trat zu ihr hin: „Sie werden nicht allein sein, wir werden zusammen sein, ich komme zu Ihnen wohnen, es wird uns dann beiden leichter.“

Hilda dankte es ihr mit einem stummen Blicke. Die Männer kamen bald wieder. Nach dem Nachtessen verließen die Freunde das Haus und Hilda war nun froh, wieder allein zu sein mit René. Er rief ihr noch einmal alles in Erinnerung, was er als wichtig erachtete, dann zog er sie aufs Sofa, hielt sie eng umschlossen, und so blieben sie in schweigender Umarmung, bis sie müde wurden und sich zur Ruhe begaben, denn schon um sieben sollte ihn das Fabrikauto abholen.

René schien mit der Uniform auch den kriegerischen Geist anzuziehen. Er trug einen frohen Mut zur Schau und seine Augen glänzten, als ginge es zum Feste. Er war ein flotter Offizier, der starke, sorglich gepflegte braune Schnurrbart gab ihm ein kühnes Aussehen, groß, aber schlank und geschmeidig war sein Wuchs, das regelmäßige Gesicht mit den lebhaften dunklen Augen, der brünetten Farbe hatte etwas Imponierendes und man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er zu befehlen gewöhnt war. Die schwarzen feinen Haare trug René ohne Scheitel, kurz und glatt in die Stirne gebürstet und rund geschritten.

Hilda bewunderte ihren schönen René in der schmutzen Uniform, aber sie konnte sich nicht freuen, es war ihr so schwer ums Herz, als sehe sie ihn hier zum letzten Male und müsse für immer Abschied von ihm nehmen. Sie murmelte fast ununterbrochen: „Jesus, er muß in den Krieg, in den Krieg.“ — Sie wußte nicht, was sie tat, eilte ohne Grund hin und her, blieb immer wieder vor ihrem Manne stehen, wollte ihm hundert Dinge sagen und brachte kein Wort heraus als: Er muß in den Krieg. Als sie das Auto kommen hörten, da zitterten ihre Knie. René schloß sie an die Brust, herzte sie zum letzten Male und es geschah, daß seine Augen naß wurden.

V.

Deutschland hatte Rußland und Frankreich den Krieg erklärt. Es kam Hilda so ungeheuerlich vor, daß sie die Deutschen verfluchte. Als der Schrei der Entrüstung durch Frankreich hallte über die Greuel, die vom Feinde in Belgien verübt wurden, da sagte sich Frau Balandrau los von ihrem Volke, schämte sich eine Deutsche zu sein und sagte zu Colette:

„Wenn es einen Gott gibt, dann straft er die Frevler. Ich verabscheue mein eigen Volk, ja, ich verabscheue es.“

Der Haß und das Entsetzen, das über sie gekommen, verdrängte für Tage lang die Sehnsucht und den Schmerz über René's Fortsein. Der Strudel hatte auch sie erfasst und sie hoffte auf die Rache, die Frankreich an denen nehmen werde, die an all dem Elend, das über Europa eingebrochen, die Schuld trugen.

Die ersten Karten, die Hilda von ihrem Manne bekam, lauteten zuversichtlich und freudig, er hoffte auf ein schnelles Ende des Krieges und natürlich auf einen glänzenden Sieg, da ja alle Welt wider Frankreichs Erbfeind stand.

Nun kam eine Welle der Flut des Deutschenhasses auch an Hildas Haus. Die Fabrik war zwar geschlossen, aber es blieben einige Frauen der Ingenieure und Beamten zurück, die Hilda, die verhaßte Deutsche, in jeder Weise schmähten und es nicht versäumten, sie als Spionin anzuzeigen. Die Buben benützen die Gelegenheit, ihr die Scheiben einzuwerfen, bis der Maire vom Dorfe, wo Colette Anzeige erstattet, zum Schutze der Direktorsgattin Schritte tat. Aber Hilda hätte es nicht wagen dürfen, sich allein in der Umgebung zu zeigen, so erbittert waren alle gegen die Deutsche und verbreiteten die unglaublichsten Dinge, unter anderem, sie habe ihren Mann zum Verrat am Vaterlande verführen wollen. Es wurde erst besser, als ihre Hauptfeindin, die Frau des kaufmännischen Leiters der Fabrik, wegrief. Colette bewunderte die Ruhe, mit der ihre Freundin all die Ungerechtigkeiten und Gemeinheiten ertrug. Hilda litt entsetzlich darunter, aber sie schwieg auch vor der Freundin und erklärte ihr nur einmal:

„Es ist gräßlich, aber ich darf nicht klagen, denn die armen Belgier müssen auch unschuldig leiden; was ich hier ertragen muß, ist noch gar nichts gegenüber den Opfern von Löwen.“

Wenn sie aber in den schlaflosen Nächten über alles nachdachte, dann schlich sich doch ein leiser Groll gegen die Unverständigen in ihr Herz, und sie begann sich zu sagen, daß ihre engeren Landsleute, die Schwarzwälder, unmöglich mit den Preußen in einen Topf zu werfen seien. Aber trotz allem fühlte sie, die Franzosen waren nun enger in ihr Herz geschlossen als nie zuvor. Es kam ihr vor, sie müsse sich am Morgen aufmachen und ihren Mann auffuchen, um nicht mehr von ihm zu weichen. Die abenteuerlichsten Pläne kreuzten ihr armes, gemartertes Gehirn und wichen erst von ihr, wenn der Morgen sie verscheuchte.

Treu hielt Colette zu ihr, die im Hause bei ihr wohnte, und die Stundenfrau, deren Mann auch in den Krieg ziehen mußte. Herr Lamien war Sergeant bei der Infanterie und schrieb seiner Frau in der ersten Zeit oft, aber durfte nicht sagen, wo er weilte, sie vermuteten nur, er sei in der Nähe von Paris, während René in den Alpen sich irgendwo befand. Herr Lamien riet den Frauen, das einsame Haus zu verlassen und nach Savoyen zu ziehen, wo sie sicher seien. Colette setzte alle Ueberredungskunst an, um Hilda zu bewegen, mit ihr nach Annecy zu ziehen, und oft schien es, Hilda sei entschlossen; aber als es drauf ankam, konnte sie sich doch nicht entschließen. Nein, Hilda konnte das Haus unmöglich verlassen, das die schönsten Erinnerungen an ihren Mann in sich schloß. Sie wollte seinen Garten, seine Bäume hüten und pflegen und alles, was ihm so lieb war. Sie wollte und sie mußte ausharren, auch dann, wenn die Freundin sie verlassen sollte. Colette aber verließ sie nicht, hätte sie unmöglich allein hier zurücklassen können. Sie war wirklich eine treue, opferwillige Freundin. Sie hofften beide auf das baldige Ende, denn die Franzosen drangen ja siegreich vor im Elsaß und in Lothringen.

(Fortsetzung folgt.)

Erntefeste und -gebräuche im Kanton Bern.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Bern, von Hans Freudiger.

(Schluß.)

„Heute hast du es gut getroffen. Wir haben Sichleten. Zwar ist die Getreideernte nicht mehr wie früher die größte Arbeit des Jahres und doch verdient es die große Sorgfalt, die wir immer noch darauf verlegen, daß wir nach Tagen strenger Arbeit, besonders wenn es viel ausgegeben hat, wie Heuer, uns im engern Kreise etwas göttlich tun. Wir sind es dem guten Rufe des Hauses schuldig, und meine Mutter selig hat viel auf dem Sichletenfestchen gehalten und gesagt, es gebe gar viele, die sich zum Voraus auf die Sichlete freuen, dieweil sie zu Hause selten Wein und Fleisch leben. Solche Mahlzeiten bilden den Glanzpunkt in dem Leben so vieler; würden sie aufhören, wäre es über dem Leben gar vieler als wenn alle Sterne erlöschen würden am Himmel. Es sei traurig, wenn über einem Leben keine andern Sterne stünden als Mahlzeiten. Aber es sei dumm, wenn man ihnen Wert und Bedeutsamkeit absprechen wolle. Eine Bäuerin, die nicht ihren Stolz darein setze, die Sichlete würdig zu begehen, mit der sei es nichts.“

„Wohl sind die Zeiten andere geworden,“ fährt der Bauer fort. „Der Getreidebau ist zurückgegangen, dafür läßt man immer mehr Gras an, der Viehstand nahm zu, die Käseereien schossen wie Pilze aus dem Boden. Jeder Kenner der Volkswirtschaft weiß, daß die neue Zeit Maschinen, Düngemittel u. fordert. Die Naturallohnung hört auf zu

sein. Der Bauer kommt ganz ins Fahrwasser der modernen Geld- und Kreditwirtschaft, er wird vom Weltwirtschaftsgetriebe erfasst, unser Betrieb wird immer arbeitsintensiver, eine ganz andere Produktionsrichtung wird uns aufgezwängt. Früher zog der Bauer die Haupteinnahmen aus verkaufter Lehware, wie gemästeten Kälbern, Ochsen, Schafen, hie und da verkaufte er auch ein Fohlen, aus Hanf und Flachs und etwas Getreide. Heute bildet die Haupteinnahmequelle die Milch, bezw. der Käse. Alles andere ist Nebensache, tritt vor jener zurück. Ich erinnere mich noch gut, als das erste fremdländische Getreide aus Amerika herüber zu uns kam, spottbillig war es zu kaufen. Wir Bauern sahen bald ein, daß dagegen nicht aufzukommen war, wir pflanzten weniger Frucht an, ließen dafür die Saugelöcher größer machen, gingen zum Kunstfutterbau über, vermehrten den Viehstand, reduzierten die Zahl der Schafe und der Ochsen und hielten auf Milch, die in Form von Käse seit den 50er Jahren reißenden Absatz findet. Flachs und Hanf ließen wir auch fahren und so manch anderes.

Aber wiewohl wir heutigestags weniger Getreide bauen, eine wichtige Ernte ist die Getreideernte immer noch und so lange ich lebe, soll in meinem Hause am Schlusse dieser Ernte eine Sichlete stattfinden. Wer früher mit Speis und Trank an einer Sichleten apothekermäßig umging, der wurde